

Anja Gerigk

Loriot – ein Genre, eine Philosophie

Abstract:

„Wie bei Loriot“ – diese Redewendung stammt nicht von dem Meister aller Komik, dem man sie in Wehmut nachrufen wird. Und doch verrät die Weise, in der wir mit seiner höchsten Kunst vertraulich umgehen, niemals deren Geheimnis, wohl aber den Rang des komischen Werks. Ein Sketch, eine Zeichnung, selbst ein Spielfilm aus der Hand und dem Geiste Vicco von Bülow wird nicht nacherzählt. Keine umständliche Beschreibung braucht es, welche Figuren sich in welcher Situation befinden. Das Komische versteht sich und wird verstanden, sobald nur das eine Zitat die Lage der Kommunikation trifft.

Mit diesem einen Zitat – jeder möge das einsetzen, das ihm bei „Loriot“ sofort in den Sinn kommt – meinen wir zu wissen, worum es geht; aber darum geht es nicht. Natürlich handeln die Arbeiten des Vielseitigen, der einhellig „Humorist“ genannt wird, um das niedere „Komiker“ oder gar „Comedian“ zu meiden, alle von etwas Bestimmtem: den Szenen des Alltags, den sozialen Beziehungen am Beispiel von Mann und Frau, Herrn Müller-Lüdenscheid und Herrn Dr. Klöbner. Bilder und Dialoge begeben sich oft so weit ins Absurde, dass ihr Schöpfer geradezu als Badewannen-Beckett gelten kann. Das klingt nur deshalb falsch, weil Kulturkenner und Komikfreunde sich ausnahmsweise zu Recht einig sind, mit Loriot sei ein Unvergleichlicher von uns gegangen.

„Loriot“ ist ein komisches Genre. Häufig wird der Künstlername bildungsbeflissen so erklärt, wie er biographisch zustanden gekommen ist: als aus dem Familienwappen entlehntes heiteres Emblem. Trotzdem leuchtet die heraldisch-etymologische Erklärung dem, der über „Loriot“ lachen muss, aus gewissem Grund nicht ein. Was der Künstler im Zeichen des Singvogels hervorgebracht hat, kann nicht hergeleitet sein. Vielmehr ist man schon zu Lebzeiten dazu übergegangen, seinen Eigennamen wie die Herkunft einer besonderen Gattung von Komik zu gebrauchen. Zweifelhaft bleibt nur, ob irgendein anderer den für Humor empfänglichen Sinn auf genau dieselbe Art ansprechen kann wie er. Man wird über das deutsche Milieu hinaus und über die Generationen

hinweg wohl kaum einen Komiker finden, der regelrecht zum Begriff geworden ist.

Selbstredend hat Lorient auch in allen sonstigen Gattungen des Komischen die meisten Kollegen übertroffen: Slapstick und Klamauk bei den Hoppenstedts, dort wie überall die Satire bürgerlicher Sehnsucht nach Korrektheit, nicht zu vergessen eine stupende literarische Parodie. In *Pappa ante Portas* (1991), dem Nachfolger von *Ödipussi* (1988), liest der weltbekannte deutsche, „noch lebendige“ Gegenwartslyriker Lothar Frohwein, Verfasser des Trauerspiels *Goethe in Halberstadt*, sein Gedicht „Melusine“: „Taubtrüber Ginst am Musenhain / Trübtauber Hain am Musenginst / Krawehl, Krawehl!“ Mit der Thomas Mann-Anspielung, dem antikisierenden Hölderlin-Schlag und den frei lautmahlenden Versen à la Gottfried Benn ist kein bestimmter Dichter gemeint, nicht einmal ein Gegenwartsliterat, höchstens das Dilemma des epigonalen Schreibens, das sich selbst seiner Komik nicht bewusst ist. Wir lesen aber keinen Text, wir sehen und hören eine Szene, in der das geschriebene Wort vom Schluckauf des Autors und vom Knatschen seiner Lederjacke begleitet wird. So erfasst die Satire des Bildungseifers, den die Filmtitel anzielen, kaum die mediale Dramaturgie der komischen Effekte im Auftritt des von Lorient wie stets ganz ernst gemimten Frohwein.

„Krawehl, Krawehl!“ Die Wiedergabe eines echten „Lorient“, wie eben vergeblich versucht, muss scheitern. Dagegen genügt das Kennwort, und alle Details, die im Zusammenspiel unwiderstehlich zum Lachen reizen, werden lebendig. In solchen Momenten der Kommunikation liegt eine philosophische Wirksamkeit begründet. Man muss sich nur fragen, weshalb einem bei jeder mehr oder weniger passenden Situation Lorient-Zitate einfallen. Mit dem satirischen Inhalt hat das nur oberflächlich zu tun. Die meisten würden vermuten, dass es die humoreske Weltsicht schlechthin ist, die darin zum Ausdruck kommt; diese Ansicht hat sicher ihre Berechtigung. Vielleicht erkennen wir, wenn wir Lorient zitieren, noch etwas anderes. Es gibt keine Welt, über die man Wahrheiten formulieren könnte, es gibt nur den Vorgang der Kommunikation, wie banal deren Gegenstand auch sein mag. Die berühmten Knollennasemännchen haben mit uns gemeinsam, dass sie als soziale Wesen existieren, indem sie kommunizieren. Diese gesellschaftliche, menschliche Praxis halten sie trotz aller widrigen Begleitumstände, Missverständnisse oder artikulatorischen Erschwernisse heroisch aufrecht. Der Held dieser fundamentalen Einsicht ist nun im Alter von 87 Jahren verstorben.